

Wildnis und Prozeßschutz: Diskussionsstand und Ideengeschichte

Beim nächsten Wald wird alles anders

Von Hans Jürgen Böhmer

„Wildnis“ und „Prozeßschutz“ sind zentrale Begriffe der aktuellen Naturschutzdiskussion. Was verbirgt sich hinter diesen Schlagworten? Woher kommen sie eigentlich? Und vor allem: Wie vertragen sie sich mit anderen modernen Leitbildern wie „hoher Biodiversität“?

Eigentlich ist „Wildnis“ ein alltägliches Wort. Wer davon spricht, denkt an ungepflegte Ecken im Garten, an verwilderte Baulücken oder dichten Waldunterwuchs. In den gängigen Wörterbüchern finden sich Definitionen wie „einsame, unbebaute Gegend“, „Land in natürlichem Zustand“ oder „unbebautes Gebiet, das natürlich geblieben ist“. Ältere Nachschlagewerke legen sich weniger fest. Dort steht der Begriff hauptsächlich für „etwas wild Durcheinanderwachsendes“, aber auch für einen „Zustand ungebundener Freiheit“ oder gar für „Kulturlosigkeit“.

„Wildnis“ ist also kein eindeutig definierter Begriff. Jeder verbindet etwas damit, jeder hat (s)eine ganz persönliche Vorstellung davon. Ein derart bedeutungsüberladenes Wort entfacht nicht zufällig eine Diskussion, die kaum zu versachlichen ist. Zumal es bei Naturschutzdiskussionen oftmals weniger um die

Natur geht als vielmehr um Auffassungen des Menschen vom richtigen Umgang mit der Natur. Kurz: Um allerlei Meinungen und die damit verbundenen Mißverständnisse.

■ Alte und neue Wildnis

Was viele Befürworter der Wildnis-Ideologie meinen, wenn sie das Wort in den Mund nehmen, ist recht konkret bei Mario Broggi nachzulesen. „Wildnis ist jeder großflächige Raum, den wir bewußt der freien, natürlichen Entwicklung überlassen; also nicht nur unberührter Urwald, den es in Mitteleuropa ohnehin kaum noch gibt“. Es handelt sich im Grunde also um zwei Typen von Wildnis: erstens eine ursprüngliche, vom Menschen eher unbeeinflusste, urwüchsige Natur, für die der Urwald als Sinnbild steht, und zweitens eine vom Menschen aufgegebene Kulturlandschaft, die

sozusagen als künftige Wildnis ihrer Eigendynamik überlassen wird. Die Natur hat hier „um ihrer selbst willen“ freien Lauf.

Man könnte somit etwas salopp von einer ursprünglichen, „alten“, und einer neu entstehenden, eben „neuen“ Wildnis sprechen. Das wäre – aus der Sicht der betroffenen Organismen und Lebensgemeinschaften – sehr wichtig, weil die Annahme, aus einer aufgegebenen Kulturlandschaft werde ganz von selbst wieder so etwas wie eine heile, ursprüngliche Natur, sehr wahrscheinlich eine irrige ist. Da es aber um archetypische Vorstellungen des Menschen geht, unterbleibt diese wichtige Unterscheidung. Und daß es den Urwald an sich in der mitteleuropäischen Naturlandschaft nie gegeben hat und gerade hier sehr viele Arten auf relativ kleinen Flächen außerhalb von Wäldern lebten, ist schwer zu vermitteln, weil häufig davon ausgegangen wird, große Wildnisgebiete seien gleichbedeutend mit großem Artenreichtum.

Versuche, den gut gemeinten Entwurf in die landschaftspflegerische Praxis einzubringen, führten inzwischen zu zwei wesentlichen Erkenntnissen. Erstens: Wildnis läßt sich nicht planen, das heißt die in der Theorie entworfenen Zielvorstellungen werden verfehlt, weil die Komplexität natürlicher Abläufe auf dem Weg zum Ziel fast immer Überraschendes beinhaltet. Zweitens: Es gibt keinen Endzustand natürlicher Entwicklungen, d. h. selbst wenn etwas entsteht, das den Zielvorstellungen entspricht, entwickelt es sich über kurz oder lang einfach weiter. Die neue Wildnis ist also in jeder Hinsicht nur schwer berechenbar.

■ Wilderness und Wildnis

Häufig wird darauf verwiesen, daß der ökologische Modebegriff „Wildnis“ wie andere Moden auch aus Nordamerika herübergeschwappt sei und viel mit der dortigen „wilderness“ zu tun habe. Der Schritt vom englischen bzw. amerikanischen „wilderness“ zum deutschen „Wildnis“ ist durchaus naheliegend, findet sich doch in deutschen Wörterbüchern aus der ersten Hälfte des Zwanzigsten Jahrhunderts tatsächlich noch das Wort „Wildernis“. Vielleicht war somit eine Verbindung von „wildernis“ und „Wildnis“ unvermeidbar, nachdem die natürliche Dynamik von Ökosystemen ins mitteleuropäische Bewußtsein gerückt war. Aber: Die Bedeutungen beider Worte sind grundverschieden. Denn ebenso wie die gegenwärtig international gültige „Wildnis“-Definition der IUCN bezieht sich das amerikanische „wilderness“ auf „Alte Wildnis“, die vom Menschen nicht oder nur leicht verändert wurde – ein

ganz entscheidender Unterschied zur hiesigen Diskussion.

Zudem hat man dort schon lange eine konkrete Vorstellung vom Zweck der Wildnis in der modernen Gesellschaft. Zu nennen ist hier beispielsweise „The Wilderness Act“, ein Gesetz aus dem Jahre 1964, das es der amerikanischen Bundesregierung erlaubte, größere Landstriche vor der Erschließung zu bewahren. Darin wird „wilderness“ definiert als Gebiete, „in denen sich die Erde und ihre Lebensgemeinschaften vom Menschen ungehindert entfalten, wo der Mensch selbst ein Besucher ist, der nicht verweilt“. Wozu dieser weitgehende Ausschluß des Menschen? Verblüffenderweise zum Vergnügen des amerikanischen Volkes“, unter der Voraussetzung natürlich, daß die Schutzgebiete durch die ins Auge gefaßte extensive Erholungsnutzung (Wandern, Zelten, Angeln etc. sind erlaubt!) weitgehend unbeeinträchtigt bleiben. Damit wurde die Wildnis den Menschen nicht plötzlich als unbeeberufliches und verriegeltes Gegenuniversum vor die Nase gesetzt, sondern als vertrauter und schützenswerter Gegenstand amerikanischer Tradition ans Herz gelegt.

Auf der Suche nach den ideologischen Wurzeln der aktuellen Wildnis-Diskussion ist der Blick über den großen Teich nicht hilfreich. Der Ruf nach Wildnis ist hierzulande nicht so neu wie die diskutierten Schlagworte. Schon im ausgehenden 19. Jahrhundert gab es immer wieder Stimmen, die für Teilbereiche der Kulturlandschaft die Wiederherstellung eines „Naturzustandes“ forderten oder aber die Erhaltung des „natürlichen Zustandes“ der wenigen nicht erschlossenen Gebiete. Zahlreiche Naturwaldreservate entwickeln sich bereits seit etlichen Jahrzehnten nach Kriterien, die man heute als Wildnis oder Prozeßschutz bezeichnen würde.

■ Katalysator Prozeßschutz

Nach seiner steilen Karriere fungiert der Begriff „Prozeßschutz“ in den letzten Jahren als Katalysator der Wildnis-Diskussion. Er wurde 1993 von Knut Sturm kreiert, und zwar als Konzept für eine naturschutzgerechte Waldwirtschaft. Das Wort „Prozeß“ bezieht sich neben der natürlichen, konkurrenzbedingten Wuchsdynamik des Waldes auch auf die mehr oder weniger zufällige Dynamik durch Störungen wie Orkane, Überschwemmungen oder natürliche Feuer. Solche Ereig-

IUCN-Wildnis-Definition:

„Großes, unverändertes oder nur leicht verändertes Land- und / oder Meeresgebiet, das seinen natürlichen Charakter und Einfluß bewahrt hat, nicht ständig oder nur unwesentlich bewohnt ist sowie geschützt ist und Management untersteht, um seinen natürlichen Zustand zu bewahren.“



Zum Autor

Hans Jürgen Böhmer, geb. 1967, Studium der Geographie, Biologie, Geologie, Politologie und Journalistik; Tätigkeiten als Umweltgutachter, Naturschutzfachplaner, Journalist, Kartograph; seit 1994 wissenschaftlicher Mitarbeiter und Lehrbeauftragter am Institut für Geographie der Universität Erlangen-Nürnberg; Schwerpunkte: Dynamik von Ökosystemen, Landschaftswandel, Naturschutz

Kontakt

Dr. Hans Jürgen Böhmer
Institut für Geographie
Kochstraße 4/4
91054 Erlangen
Fon 0911/748402
email: jboehm@geographie.uni-erlangen.de

”

Die Prozeßschutz-Idee deckt sich in ihrer ursprünglichen Form keineswegs mit den Inhalten des Wildnis-Begriffes.

Aktuelle Prozeßschutz-Definition

„Prozeßschutz bedeutet das Aufrechterhalten natürlicher Prozesse (ökologischer Veränderungen in Raum und Zeit) in Form von dynamischen Erscheinungen auf der Ebene von Arten, Biozönosen, Bio- oder Ökotoxen, Ökosystemen und Landschaften. Prozeßschutz zielt sowohl auf den Erhalt

- anthropogen ungesteuerter Dynamik auf mindestens aktuell ungenutzten Flächen unter Einfluß von Sukzessionsprozessen auf durch den Menschen veränderten bzw. beeinflussten Standorten, welche zu naturnäheren Stadien führen können (Prozeßschutz in engerem Sinne oder segregativer Prozeßschutz) als auch
- von Nutzungsprozessen, welche eine Kulturlandschafts-Dynamik mit positiven Auswirkungen auf Naturschutzziele (des Arten- und Biozönosen-, Biotop-, abiotischen Ressourcen- und Kulturlandschaftsschutzes) als Nebeneffekt bedingen, ohne daß gezielt betriebene Pflegeeingriffe stattfinden (Nutzungsprozeßschutz oder integrativer Prozeßschutz).“

aus Jedicke 1998, S. 233



nisse beeinflussen die Entwicklung der Vegetation (Sukzession) in räumlich wie zeitlich unvorhersehbarer Weise. Zusammenfassend bezeichnet Sturm naturnahe Wälder deshalb als „zufallsbeeinflusste, multivariable Sukzessionsmosaike.“ Damit sie entstehen, müssen auch Zufälle zulässig sein, das heißt, Störungen und Konkurrenz müssen wirken dürfen – und deshalb sind sie zu schützen.

Wichtig ist dabei, daß Sturm den Wald nach Prozeßschutz-Kriterien bewirtschaften will. Völlig unbeeinflusste Naturentwicklung im Sinne der „Neuen Wildnis“ will auch er nur auf maximal einem Zehntel der Waldfläche – als Studienobjekt für Förster, die natürliche Dynamik so aus erster Hand vermittelt bekämen und nicht mehr auf das schiefe Naturwald-Bild verstaubter Lehrbücher angewiesen wären. Es geht letztlich darum, natürliche Prozesse im Wirtschaftswald zu nutzen. Von einer Aufgabe der Bewirtschaftung ist überhaupt keine Rede. Damit deckt sich die Prozeßschutz-Idee in ihrer ursprünglichen Form keineswegs mit den Inhalten des Wildnis-Begriffes!

In der laufenden Debatte sind jedoch beide längst in einem Topf gelandet. Spricht man mit Prozeßschutz-Gegnern, stellt man sehr oft fest, daß sie Prozeßschutz mit Wildnis gleichsetzen und in ihrer Argumentation gegen Prozeßschutz Front machen, inhaltlich aber Wildnis meinen. Woher kommt das? Zum einen wohl durch die etwas kurz gedachte Überlegung, daß Wildnis zwangsläufig das Ergebnis des Prozeßschutzes ist. Zum andern aber sicher durch die starke Aufweitung, die das für die Waldwirtschaft erdachte Konzept erfahren hat. In vielen Untersuchungen an verschiedensten naturnahen bis naturfernen Ökosystemen, vom

Moor bis zur Bergbaufolgelandschaft findet mittlerweile das Wort „Prozeßschutz“ Verwendung. Im Bemühen, Ordnung in diese Bedeutungsverwilderung zu bringen, wird inzwischen segregativer Prozeßschutz (ohne menschliche Einflußnahme) von integrativem Prozeßschutz unterschieden, der auf den Erhalt von kulturlandschaftstypischen Nutzungsprozessen abzielt.

Mit Sturms Entwurf drängte unter der neuen Überschrift „Prozeßschutz“ etwas in die Naturschutz-Praxis, das der Zoologe Hermann Remmert bereits seit 1985 propagierte: Das „Mosaik-Zyklus-Konzept“ der Ökosysteme, nach dessen Kernaussage ein natürliches Ökosystem ein Mosaik unterschiedlicher Entwicklungsstadien verkörpert. Dies bedeutet nichts wesentlich anderes als Sturms „zufallsbeeinflusstes multivariables Sukzessionsmosaik“. Remmerts Entwurf war der erste ernstzunehmende Angriff auf das traditionell statische Naturverständnis in Mitteleuropa; er dürfte der Prozeßschutz-Idee wesentlich den Boden bereitet haben. Erstmals kam eine breite Dynamik-Diskussion in Gang, allerdings erst Ende der achtziger Jahre, als die mögliche Bedeutung des Mosaik-Zyklus-Konzeptes für den Naturschutz bedacht wurde.

Doch neu war auch das nicht. Remmert prägte nur einen anschaulichen deutschen Begriff für Phänomene, die im anglo-amerikanischen Wissenschaftsbetrieb schon seit Jahrzehnten als „patch dynamics“ bekannt waren. Daß bis dahin in der deutschsprachigen Ökologie die Statik über die Dynamik regierte, hat wohl damit zu tun, daß viele ökologische Erkenntnisse wesentlich auf Beobachtungen in einer bis in die fünfziger Jahre hinein noch nach traditionellem Mu-

ster gepflegten und geordneten Kulturlandschaft beruhten, in der natürliche Dynamik seit Jahrhunderten keine nennenswerte Rolle spielte

■ Wilde Mischung von Gegnern

Man könnte deshalb etwas überspitzt formulieren, „Prozeßschutz“ sei das anwendungsbezogene Synonym des auf die ökologische Grundlagenforschung bezogenen Mosaik-Zyklus-Begriffes. Nicht zufällig also finden sich damals wie heute die gleichen Kritiker zusammen. Allerdings ist dabei, wie oben erwähnt, fast immer eine synonyme Verwendung mit den Inhalten der „Neuen Wildnis“ festzustellen. Das bedeutet: Prozeßschutz und Wildnis sind nicht mehr voneinander zu trennen. Die Palette der Gegner reicht deshalb von Bauern über Forstwissenschaftler bis zu Naturschützern. Ihre Argumente sind vielgestaltig, zielen aber fast einhellig auf die Legitimation des eigenen Berufsstandes, der in einer Wildnislandschaft überflüssig wäre. Hauptargument ist die Erhaltung der Stabilität des ökologischen Status quo, zum Beispiel eines Waldes durch individuelle, standortgerechte Bewirtschaftung. Entgegen Sturms Einschätzung behaupten Forstwissenschaftler und Waldbauern, die Bestände seien im statischen Zustand ertragreicher und stabiler. Naturschützer besorgt dagegen mehr, daß viele ihrer Schutzobjekte Elemente der Kulturlandschaft sind. Kein Wunder, daß sie sich ebenfalls schwerlich mit dem Gedanken anfreunden, die Dinge um der Natur willen einfach laufen zu lassen.

An diesem Punkt spaltet sich das Lager der Naturschützer, denn nicht wenige naturschutzfachliche Wildnis-Befürworter haben kein Mitleid mit Arten, deren Präsenz in Mitteleuropa von menschlichen Wirtschaftsweisen abhängt. Die wirklich einheimi-

schen Arten sind zwar nicht sehr zahlreich, dafür aber natürlicherweise in Mitteleuropa ansässig. Hier entfalten sie ihre größte Konkurrenzkraft und würden die vielen im Zuge der Kulturlandschaftsentwicklung eingewanderten Arten wieder verdrängen. Um die aber braucht man sich letztlich keine Sorgen zu machen, da sie ihre Verbreitungsschwerpunkte anderswo haben, insbesondere im Mittelmeerraum. Auch den Befürwortern geht es aber oft um einen „kontrollierten“ Prozeßschutz.

■ Knackpunkt Artenreichtum

Ob Wildnis und Prozeßschutz „gut“ oder „schlecht“ sind, läßt sich nicht pauschal beantworten. Es hängt letztendlich von der Zielsetzung ab. Fordert man einen großen Artenreichtum – also eine hohe Biodiversität – würde segregativer Prozeßschutz, bezogen auf eine ganze Landschaft, den Artenreichtum kurz- und mittelfristig (Jahrzehnte bis Jahrhunderte) erhöhen, weil durch Nutzungsaufgaben und Störungseinflüsse zunächst eine höhere Standortvielfalt entstünde. Langfristig aber würde die Biodiversität weit unter das heutige Niveau sinken, weil sehr viele, gerade heute naturschutzrelevante Arten in der entstehenden Waldlandschaft nicht überleben könnten. Die vor dem Eingreifen des Menschen in der mitteleuropäischen Naturlandschaft noch zahlreichen Offenstandorte wie Moore oder verwilderte Flußbetten sind mittlerweile irreversibel zerstört, so daß auch hier kein Potential für die langfristige Sicherung der Biodiversität mehr zu erwarten ist. In dieser stark nivellierten Landschaft könnten sich nach dem Rückzug des Menschen vor allem solche Arten ausbreiten, die schon heute als Allerweltsarten gelten. Und dies ist eine wenig verlockende Vorstellung.

Literatur

- Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL): Wildnis – ein neues Leitbild!? Laufener Seminarbeiträge 1/97.
- H. J. Böhrer: Vegetationsdynamik im Hochgebirge unter dem Einfluß natürlicher Störungen. Dissertationes Botanicae, im Druck.
- P. Finck, M. Klein, U. Riecken, E. Schröder (Hg.): Schutz und Förderung dynamischer Prozesse in der Landschaft. Schriftenreihe für Landschaftspflege und Naturschutz 56. Bonn 1998.
- IUCN (International Union for Conservation of Nature and Natural Resources): Guidelines for protected area management categories. Gland/Switzerland-Cambridge 1994.
- E. Jedicke: Raum-Zeit-Dynamik in Ökosystemen und Landschaften. Naturschutz und Landschaftsplanung 8/9 (1998), S. 229-236.
- K. Sturm: Prozeßschutz – ein Konzept für naturgerechte Waldwirtschaft. Zeitschrift für Ökologie und Naturschutz 2 (1993), S. 181-192.

”

Ob Wildnis und Prozeßschutz 'gut' oder 'schlecht' sind, läßt sich nicht pauschal beantworten. Es hängt letztendlich von der Zielsetzung ab.

